

Predigt von
Pastorin Hanna Lehming



St Jacobi

Predigtreihe zur Ausstellung „Neue Anfänge“

21. Februar 2016

Predigt über Jesaja 5,1-7

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“

Liebe Gemeinde,

Wir hören ein Liebeslied. Eine Geschichte wird erzählt wie bis heute im Mittleren Osten Geschichten erzählt werden, als eine Ballade, als ein gesungenes Lied. Es ist das Lied eines Liebenden von seinem Liebsten, im Hebräischen „Dodi“, mein Geliebter.

„Lecha Dodi“, singt die jüdische Gemeinde zum Empfang des Schabbat in der Liturgie des Freitagabend. „*Komm mein Freund, der Braut entgegen, lasst uns den Schabbat begrüßen.*“ Ein Liebeslied, in dem die Gemeinde die Braut ist und Gott ihr Bräutigam. So innig, so zärtlich, so liebevoll wird das Verhältnis zwischen Gott und seinem Volk besungen.

In Jesajas Liebeslied geht es allerdings nicht um den Schabbat. Es geht um einen Weinberg. Der Geliebte, von dem der Sänger singt, hat ihn umsorgt, gehegt und gepflegt. Seine ganze Liebe und Zuwendung hat er dem Weinberg geschenkt. Auf eine fruchtbare Anhöhe hat er ihn gepflanzt, den Boden zuvor im Schweiß seines Angesichts vorbereitet, umgegraben, die unzähligen Steine vom Boden abgesammelt und wahrscheinlich zu einer Steinmauer aufgebaut wie sie noch heute zahlreich im ganzen Mittelmeerraum zu finden sind. Und dann hat er gewartet, der Geliebte, gewartet, dass seine Mühe gute Früchte trägt – im wahrsten Sinn des Wortes. Doch das Ergebnis seiner liebevollen Mühe ist enttäuschend: Statt süßer Trauben kann er nur saure Beeren ernten.

Und nun springt das Bild. Der Sänger fordert die Bürger Jerusalems auf, ein Gerichtsurteil zu sprechen. Wer sind die Parteien im Streit? Das ist auf der einen Seite der Geliebte und auf der anderen Seite sein Weinberg. Der Weinberg ist plötzlich Partei in einem Rechtsstreit, wie ein Mensch oder eine Institution.

Dieser plötzliche Sprung im Bild ist ein dramatischer Wendepunkt. Aus einer Liebesgeschichte wird ein Rechtsfall. Wie soll das gehen? Kann es anders enden als in einer furchtbaren Tragödie? Wer je erlebt hat, wie Menschen, die sich einmal liebten, vor Gericht streiten, der hat es vor Augen: Abgründig kann es zugehen, wenn sich tief sitzende Enttäuschung, Bitterkeit, Wut, Verletzungen, Vorwürfe, ja, Aggressionen entladen. Alle Achtung vor einem Richter, dem es gelingt, sich in die Abgründe solcher Emotionen nicht hineinziehen zu lassen, sondern irgendeine Art von Rationalität zu bewahren.

„Sprecht das Urteil, richtet, ihr Männer von Juda, zwischen mir und meinem Weinberg, meiner großen, innigen, enttäuschenden Liebe.“

Ich an Stelle der Männer von Juda wäre komplett hilflos. Doch der enttäuschte Liebhaber scheint auch gar nicht wirklich auf ihr Urteil zu warten. Sofort breitet er seinen Schmerz noch einmal aus. „Gibt es irgendetwas, was ich nicht für meinen Weinberg getan hätte? Alles, alles habe ich für ihn gegeben und gehofft, ja, erwartet, dass er meine Liebe erwidert. Womit habe ich das verdient, dass er mir jetzt saure Trauben liefert, statt süßer Früchte? Will er mich verletzen?“

Das ist offenbar schon geschehen. Denn jetzt bricht es aus dem Liebhaber heraus. Er lässt seiner Wut freien Lauf. Er schleudert den Zuhörenden zerstörerische Phantasien entgegen: „Das war's! Schluss, Aus, Vorbei! Weg mit der Hecke! Runter mit der Mauer, die ihn schützt. Sollen doch die Tiere darauf herumtrampeln, soll er doch verkommen und überwuchern. Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Der enttäuschte Liebhaber läuft Amok vor Wut. Und schließlich setzt er noch eins drauf: „Und den Wolken verbiete ich, ihm Regen zu spenden.“

Spätestens jetzt ist es klar: Da redet kein Mensch. Welcher Mensch könnte den Wolken verbieten, zu regnen? Nein, es ist Gott selbst, der da tobt, der seinen Schmerz über seine enttäuschte Liebe Israel herausschreit. Liebe habe ich gepflanzt, Unrecht Tun ernte ich? Der letzte Satz unseres Textes lautet nämlich: "Ich wartete auf gerechte Urteile, siehe, da war Unrecht Tun; Ich wartete auf Gerechtigkeit, siehe, da war Schreien." Der Satz hört sich im Deutschen merkwürdig an, weil er im Hebräischen ein Spiel mit Worten ist: „*WaJekav leMischpat we hinei: Mispach, liZedaka we hinei: Za'akah*“.

Starke Emotion der Liebe wie der Wut und der Enttäuschung beherrschen das Bild. Ich möchte behaupten, sie tragen es. Der Text ist eine einzige innige, tiefe, zärtliche, schließlich enttäuschte, wütende Liebeserklärung. Schon wenige Kapitel später tröstet Gott sein Volk wieder, nimmt es auf den Schoß, wischt ihm die Tränen ab, zeigt ihm einen Weg in die Zukunft, macht Hoffnung ... „Zu der Zeit wirst du sagen: Ich danke dir, HERR, dass du zornig gewesen bist über mich und dein Zorn sich gewendet hat und du mich tröstest.“ (Jes 12)

So ist die Liebe Gottes. Sie schützt, sie birgt, sie trägt, sie hadert, sie wütet, sie ereifert sich, sie zürnt, sie gibt nach, sie sieht nach, sie vergibt, sie versöhnt, sie schützt, sie birgt, sie trägt....sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. (1. Kor 13).

Christliche Ausleger des Liedes vom Weinberg haben von der Liebe, um die es hier geht, kaum jemals etwas bemerkt. Stattdessen haben sie sich völlig auf den letzten Satz konzentriert und ihn zum definitiven Endpunkt der Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel erklärt. Luther übersetzt: „Er, Gott, wartete auf Rechtsspruch, siehe, da war Rechtsbruch, auf Gerechtigkeit, siehe, da war Geschrei *über Schlechtigkeit*“. Luther trifft das Wortspiel recht gut, fügt aber ein Attribut hinzu, das gar nicht im Text steht, mit dem er aber ein negatives Bild vom Judentum befördert. Im Text steht nämlich nichts von Schlechtigkeit. Doch das Wort passt gut in Luthers Bild vom Judentum: Da ist Schlechtigkeit!

Tatsächlich ist es so, dass Jesaja einen direkten Zusammenhang zwischen der inneren und der äußeren Bedrohung Israels sieht: Weil keine Gerechtigkeit getan wird in Jerusalem, von den Bürgern und Leuten aus Juda, darum werden sie überrannt und zerstört werden. Es ist allerhöchste Selbstkritik, die Israel hier übt und in seinen Schriften überliefert hat. Und es lässt sich die harten Worte Jesajas gesagt sein und bewahrt seinen Ruf zur Gerechtigkeit für alle nachfolgenden Generationen auf.

Keine Spur von solchem Verstehen in der traditionellen christlichen Auslegung. So gut wie immer hatte sie eine anti-jüdische Stoßrichtung. Aus Jesajas Mahnung an sein Volk, Gerechtigkeit zu üben, wurde die "Ungerechtigkeit" und bei Luther sogar die „Schlechtigkeit“ eines ganzen Volkes, eben des Judentums. Seht doch, der Prophet sagt es ja selbst: Böse sind sie, die Juden, schlecht und ungerecht. Sie haben die Liebe Gottes nicht verdient, sondern verspielt. Ein schlechtes Volk!

Christliche Auslegung sieht Jesaja als Zeugen für das, was die Kirchenväter seit den ersten Jahrhunderten lehrten: Die Zerstörung des Tempels in Jerusalem und die Auflösung der Staatlichkeit Israels ist die Strafe Gottes für den Unglauben der Juden. Seither sind sie verworfen, d.h., sie haben eigentlich ihr Existenzrecht verspielt. Das hat sich ins christliche Bewusstsein tief eingegraben – bis heute.

Aus der Selbstkritik eines Propheten aus Israel machten die Christen ihre Fremdkritik an einem anderen Volk und an einem anderen Glauben.

Aus Gottesgericht machten sie Menschengerecht als hätten sie das letzte Wort über Sein oder Nicht-Sein und nicht Gott.

Es ist dieses elende Richterspielen wollen, dieses überhebliche Urteilen, die Unbarmherzigkeit der Herzen, es sind die fehlende Demut und Bescheidenheit und letztlich das fehlende Vertrauen der Christen auf den Gott, der es wohl machen wird. Er, nicht ich und nicht du und nicht wir!

Es ist dieses Elend, das ich als Elend unseres Christentums bezeichnen möchte – und unter dem nicht nur Juden gelitten haben, sondern unter dem wir uns auch gegenseitig leiden lassen. Denn wie sollten wir der Liebe Gottes zu uns glauben, wenn wir behaupten, bei Israel ende sie? Nein, wir richten und urteilen über uns selbst so unbarmherzig wie über andere, weil wir im Tiefsten nicht vertrauen.

So gerne ich Ihnen hier eine Erfolgsgeschichte vom Lernen im christlich-jüdischen Dialog erzählen würde. Es gibt sie so nicht. Denn das Muster sitzt tief: „*Israel verspielt sein Existenzrecht wenn es weiterhin neue Metastasen auf fremdem Territorium in der Westbank errichtet...*“ – so ein Kommentar aus dem Internet – einer von Tausenden, die man dort finden kann und die ich regelmäßig in Diskussionen höre.

Es ist ein bemerkenswerter Umstand, dass der Begriff **Existenzrecht** nur und ausschließlich in Bezug auf Israel eine Rolle spielt. Und offenbar ist es in das Belieben derjenigen gestellt, die sich des Begriffs bedienen, ob Israel existieren darf oder nicht. Benimmt es sich anständig, dann geht der Daumen hoch, benimmt es sich schlecht, dann darf es nicht existieren. Hat jemals jemand das Existenzrecht der Türkei in Frage gestellt, weil sie gerade Hunderte von Kurden zusammenschießt? Oder ist nach dem Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens das Existenzrecht Chinas in Frage gestellt worden?

Nein, geistige Spielchen mit dem Existenzrecht eines Staates oder eines Volkes erlauben wir uns ausschließlich in Bezug auf Israel. Die viel beschworene Rechtfertigungslehre, der zufolge kein Mensch sich sein Lebensrecht verdienen kann, sondern aus reiner Gnade geschenkt bekommt, gilt universal. Nur wenn es um Israel geht, dann gilt sie plötzlich nicht mehr. Das ist kein Zufall. Das ist christlich geprägte Tiefengrammatik unseres Denkens.

Ja, wir haben manches gelernt im christlich-jüdischen Verhältnis. Landauf, landab haben Landeskirchen Erklärungen verfasst. Sie beklagen christliche Schuld, erklären die Einsicht, dass der Bund Gottes mit seinem Volk besteht, wollen Anti-Judaismen und Antisemitismus überwinden. Aber irgendwie erreicht das alles nicht unsere Herzen. Vielmehr bemerkt man eine ängstliche Bemühtheit, ja nichts Falsches zu sagen, alles korrekt zu machen. Und wer noch nicht auf Linie ist, dem wird es mal rasch gesteckt. Man dürfe jetzt nicht mehr "Juden" sagen, es müsse „jüdische Menschen“ heißen. Die Kirche dürfe sich nicht als Gottes Volk verstehen, der Begriff sei den Juden vorbehalten. Christen dürfen jetzt nicht mehr "Altes Testament" sagen, das sei eine Beleidigung der Juden. Dass manche Judenmissionare gerade *keine* Judenfeinde waren, passt nicht ins Schema, darum sind sie jetzt alle pauschal Antijudaisten oder gar Antisemiten. Und gleichzeitig ist unsere sog. Erinnerungskultur von Pflichtbewusstsein oft mehr geprägt als von Herzenswärme.

Und leider, leider finde ich etwas Herzloses auch wieder in der Art und Weise wie wir als Kirche mit unserer eigenen Geschichte, mit unseren eigenen Müttern und Vätern, Groß- und Urgroßeltern umgehen: Urteilend, richtend, anmaßend, unbarmherzig. Alles, worauf es ankommt, ist Recht zu haben, distanziert und empathielos, als wären die Menschen, um die es geht, nicht Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Kann ich mit einer Jüdin aus Berlin oder einem Juden aus Odessa mitfühlen, wenn ich meinen eigenen Eltern und Großeltern Solidarität und Einfühlung versage? Ich empfinde es als unbarmherzig, Menschen, die soeben Krieg, Flucht, Vergewaltigung, Hunger und Tod entronnen sind, unterschwellig vorzuwerfen, dass sie nicht über den Nationalsozialismus als Ursache ihres Elends rasonieren.

LieBen wir es doch endlich sein, das ständige Schielen darauf, ob wir politisch korrekt liegen, ob wir moralisch Recht haben. Darauf kommt es nicht an, sondern auf das **Tun** der Gerechtigkeit. Und das kommt aus dem Herzen und es folgt dem Blick der Barmherzigkeit. Lassen wir doch ein bisschen mehr Herz zu im Umgang mit den Anderen wie im Umgang mit uns selbst.

Die große Ethik hilft nur, wenn wir sie übersetzen ins Kleinmenschliche, in menschliche Dimensionen, in Du und Ich und hier und jetzt. Nicht auf die richtige Gesinnung, die immer korrekte politische Haltung, die tadellose Moral kommt es an, sondern darauf, Mensch zu sein und Mensch zu bleiben.

Menschen brauchen wir, nicht politisch Korrekte! Einföhlung brauchen wir, nicht Besserwisseri. Gerechtigkeit brauchen wir, nicht Selbstgerechtigkeit. Denn „ *Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was Gott bei dir sucht: Nichts anderes als Gerechtigkeit üben, Freundlichkeit lieben und aufmerksam mitgehen mit deinem Gott.*“

Wie bestimmt man die Stunde, in der die Nacht endet und der Tag beginnt, fragte einst ein Schüler seinen Rabbi. "Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?" - "Nein", sagte der Rabbi. "Ist es, wenn man von weitem einen Dattel- von einem Feigenbaum unterscheiden kann?" fragte ein anderer. "Nein", sagte der Rabbi. "Wann ist es dann?" fragten die Schüler. Der Rabbi antwortete: "Es wird Tag, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und in ihm deinen Bruder oder deine Schwester erkennst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns."

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.